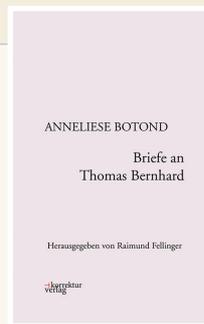




Rainer Moritz, **Mein Vater, die Dinge und der Tod**. Verlag Antje Kunstmann, Berlin 2018. 190 Seiten, 20 Euro



Anneliese Botond, **Briefe an Thomas Bernhard**. Hrsg. von Raimund Fellingner. Korrektur Verlag, Mattighofen 2018. 212 Seiten, 29,90 Euro

Alltagsdinge

Was bleibt, wenn ein Mensch stirbt?

Von Corinna Kern Der Tod bildet den Rahmen für das Porträt, das Rainer Moritz von seinem Vater zeichnet. Indem der Autor seine Trauer verarbeitet, bringt er die Leser mit leiser Melancholie zum Nachdenken über das Leben, die Menschen und Dinge, die uns prägen, und die Frage, was von uns bleibt. Auf der Suche nach tröstenden Erinnerungen findet der Sohn zunächst nur wenige Fotografien, kein Tagebuch oder Briefe des 1926 geborenen Vaters: »Er wollte sein Leben nicht schriftlich festhalten. Das wäre ihm wichtigsterisch vorgekommen.« Welch ein wunderbarer Anachronismus zur permanenten Selbstdarstellung von heute.

Es sind vor allem die Alltagsdinge in der Wohnung der Eltern, die zu erzählen beginnen: der Fernsehsessel des Vaters, der Aschenbecher oder sein Rasierwasser, Marke Old Spice. Sie entwerfen ein Bild von dessen Lebensgewohnheiten und Einstellung zum Leben. An ihnen legt Moritz aber auch geschickt Familienstrukturen und Beziehungen untereinander dar. Vor dem kulturellen Hintergrund der 60er- und 70er-Jahre tauchen neben längst vergessenen Fernsehsendungen auch die legendären Boxkämpfe von Muhammad Ali auf, zu dessen Kämpfen Väter ihre Söhne mitten in der Nacht geweckt haben – nicht nur in Heilbronn. Die wechselnde Erzählperspektive erlaubt es Rainer Moritz, auch mit rigideren Haltungen des Vaters insgesamt verständnisvoll umzugehen, ohne unglaubwürdig zu werden: Mit über 50 empfängt man vieles anders als mit 16 oder 30.

Manche Fragen des Sohnes bleiben unbeantwortet, und ein paar Mal muss er bedauernd feststellen, Wesentliches über den Vater nicht zu wissen: »Der pragmatische Realitätssinn meiner Eltern blockierte Gespräche über Existenzielles.«

Immer wieder verwebt der Autor sprachlich gekonnt seine Familienerinnerungen mit Zeitgeschichte. So bietet er den Lesern viele Möglichkeiten zur Identifikation. Das geht bis hin zu den inneren Konflikten bezüglich geerbter Kleidungsstücke: tadellos erhalten, aber nicht wirklich den eigenen Geschmack treffend. Dennoch bringt er es nicht übers Herz, sie in die Altkleidersammlung zu geben. Zu sehr steht die »helle, fast weiße Windjacke von C&A« für die geliebte Person. ■■■

Gegen die Napoleoniden

Briefe von Bernhards Lektorin

Von Helmut Böttiger Anneliese Botond (1922–2006) war eine bekannte Übersetzerin französischer und lateinamerikanischer Literatur. Sie hatte aber eine Vorgeschichte als Lektorin. In den Briefen an den von ihr ab 1962 betreuten Thomas Bernhard erhält man einen Einblick in diese Tätigkeit, die es heute so nicht mehr gibt.

Es hat schon etwas zu bedeuten, wenn ein meist raunzender, misanthropischer und sich in wahre Wut- und Vernichtungskaskaden hineinsteigernder Autor wie Bernhard an seinen Verleger Siegfried Unseld schreibt: »Hier wäre allerhand Grundsätzliches über die ungeheure Qualität dieser Frau als Institution anzuschließen, was ich aber unterlasse, weil mir Loben in absoluten Wertkategorien das fürchterlichste ist, das es gibt.«

Die Briefe Thomas Bernhards an Anneliese Botond sind nicht mehr auffindbar. Aber was wir von ihr lesen können, zeigt: Im Laufe weniger Jahre hat sich da eine spannende Geschichte entwickelt. Ihre Briefe werden immer persönlicher, mit schillernden subjektiven Färbungen. Von ihrem ungewöhnlichen Lebensweg erfahren wir in diesem Buch nur indirekt. Aber es wird klar, dass ihr die Modalitäten des Literaturbetriebs nicht behagten. 1964 wird Siegfried Unseld ihr Chef und sie schreibt an Bernhard: »Seit ein paar Tagen aus Tripolis zurück, erholt, entspannt, so vergnügt wie schon lange nicht mehr, wieder ganz ›harmlos‹, so dass ich jetzt selbst unseren Napoleoniden Unseld für einen Menschen anschauen kann, was mir vorher manchmal schwerfiel.«

Später will Anneliese Botond jedoch etwas anderes. Als sie 1969 den Entschluss fasst, zu kündigen, nimmt ihr Leben eine deutliche Wendung. Sie bricht nach Lateinamerika auf und bleibt vier Jahre lang dort. Auch der Herausgeber Raimund Fellingner, der eigentlich alles weiß, kann nicht erklären, weshalb sie nun keine Briefe mehr an Thomas Bernhard schreibt, auch nicht nach ihrer Rückkehr nach Deutschland 1974. Der Ton ihrer letzten Zeilen aus Lima, als sie noch an der Endredaktion des in der edition suhrkamp erschienenen Bändchens *Über Thomas Bernhard* arbeitet, lässt nicht auf einen abrupten Abbruch schließen. Aber man ahnt, dass sie ihr Leben wohl ändern musste, und sie hat es getan. Nur für uns ist es schade, denn man möchte mehr von ihr lesen. ■■■